

Der Kampf um die Weltmacht

Von Achim Engelberg

Perry Anderson

Hegemonie
edition suhrkamp
SV

Perry Anderson, Hegemonie. Konjunkturen eines Begriffs. Aus dem Englischen von Frank Jakubzik, Suhrkamp, Berlin 2018, 249 S., 18 Euro.

Am 11. September wird er 80 Jahre alt, der scharfsinnige Perry Anderson. Wer die Eigenart dieses britischen Historikers näher begreifen will, sollte sein Werk mit dem von Eric Hobsbawm (1917-2012) vergleichen. Im Zentrum von Hobsbawms vielgestaltigem Oeuvre steht eine epische, vierbändige Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts. Auch Anderson begann mit großen Analysen: „Von der Antike zum Feudalismus“ und „Die Entstehung des absolutistischen Staates“. Sie erweiterten die europäische Erzählung des Marxismus, die seit dem Um- und Abbruch 1989/90 allerdings fragwürdig geworden ist. Seitdem sind Andersons Bücher aktueller und straffer geworden. Es entstanden Studien über die „New old world“, wie eine noch nicht übersetzte Aufsatzsammlung aus dem Jahr 2009 heißt. Nach dem gescheiterten Sprung in eine nachkapitalistische Welt untersucht er die neu-alte Welt, allerdings mit Tiefenbohrungen bis in die Antike.

Denn alle geschichtlichen Betrachtungen sind wohl für alle Zeiten Anmerkungen zu Herodot und Thukydides. Bei Ersterem beginnt auch seine nun auf Deutsch vorliegende Geschichte der „Hegemonie“: Sparta übernahm die Rolle des Hegemons im Bündnis mit den griechischen Stadtstaaten gegen die Invasion der Perser. Bei aller tatsächlichen oder bekundeten Gleichrangigkeit sollte und musste einer die Führung übernehmen, die eine Mischung aus Konsens und Zwang war, undenkbar ohne Zustimmung, undurchführbar ohne Gewalt. Jahrhundertlang tauchte das Wort „Hegemonie“ danach nur noch selten auf. Erst in den letzten Jahrzehnten avancierte es zum zentralen Begriff. Noch im Standardwerk „Geschichtliche Grundbegriffe“ – der Band mit dem Buchstaben H erschien 1982 – fehlt er. Doch Begriffe sind nicht unschuldig und neutral, sondern umkämpft. Schon in Bertolt Brechts „Flüchtlingsgesprächen“ galt Hegels „Die große Logik“ als „eines der größten humoristischen Werke der Weltliteratur. Es behandelt die Lebensweise

der Begriffe, dieser schlüpfrigen, unstabilen, verantwortungslosen Existenzen; wie sie einander beschimpfen und mit dem Messer bekämpfen und sich dann zusammen zum Abendessen setzen, als sei nichts geschehen.“ Begriffe sind hier auch stets Griffe, mit denen unterschlagene Wirklichkeit öffentlich gemacht oder in die umkämpfte Realität interveniert wird. Die Ursache für den allmählichen, aber unaufhaltsamen Aufstieg des Hegemoniebegriffs begründet Anderson marxistisch mit der neuen Phase des globalen Kapitalismus, die sich ab den späten 1970er Jahren durchsetzte: „Das Ende von Bretton Woods, die Niederlage in Vietnam und der Ölpreisschock, ganz zu schweigen von den innenpolitischen Turbulenzen, führten einen plötzlichen Gestaltwandel herbei, in dessen Folge Hegemonie zum ersten Mal zu einem zentralen Thema der wissenschaftlichen und politischen Debatte in den USA wurde.“ Allerdings benutzte man den Begriff schon weit früher, wenn auch nur temporär und regional bei Umbrüchen, die auch heute noch charakteristisch sind. So schrieb der junge Theodor Mommsen, der später zum ersten deutschen Literaturnobelpreisträger avancierte, dass „nur die preußische Hegemonie Deutschland retten kann“, weshalb die Preußen recht hätten, „wenn sie auf der Hegemonie als Bedingung ihres Zutrittes zu Deutschland bestehen“. Zeitgleich mit der Bismarckschen ersten staatlichen Einigung Deutschlands vollzog sich jene Italiens, wo die Frage der Führerschaft im zersplitterten Land stand. Auch in den Debatten der Revolutionäre im zaristischen Russland taucht die Hegemonie auf. Die bolschewistische Auslegung des Begriffs wurde mit der Komintern internationalisiert und strangulierte langsam und nachhaltig die Kommunistischen Parteien außerhalb der Sowjetunion. Der entscheidende Schachzug von Antonio Gramsci, der den Hegemonie-Begriff wieder positiv öffnete, besteht für Anderson daher darin, „den Begriff nicht mehr für eine Strategie der Arbeiterklasse, sondern verallgemeinernd zur Charakterisierung stabiler Formen der Herrschaft jeglicher Klasse zu verwenden – bemerkenswerterweise zunächst vor allem der besitzenden Klassen, etwa jener der Landeigner und Industriellen, gegen die sich der Begriff in Russland ursprünglich gerichtet hatte“. In Mussolinis Gefängnis rang Gramsci um die Antwort, warum nach dem Oktober 1917 alle weiteren kommunistischen Revolutionen gescheitert waren: Im Gegensatz zum Zarismus hatten in westeuropäischen Gesellschaften gut ausgestattete, vernetzte Intellektuelle die Aufgabe der „Entwicklung und Verbreitung der Ideen der herrschenden Ordnung in den untergeordneten Klassen“ übernommen. „Der zweite Unterschied war die hohe Dichte zivilgesellschaftlicher Akteure – Zeitungen und Zeitschriften, Schulen und Vereine, Parteien und Kirchen –, die freiwillig auf die eine oder andere Weise die Perspektive des Kapitals wiedergaben.“

Alle Verästelungen des Hegemoniediskurses, die Perry Anderson kompakt erzählt, können hier nicht wiedergegeben werden: Der konservative Heinrich Triepel sei erwähnt, der zeitgleich mit Gramsci ein immer noch wichtiges Buch schrieb. Sein Ausgangspunkt war die Rolle Preußens bei der deutschen Einigung und es erschien 1938 in Nazi-Deutschland. Erwähnt sei der immer wieder beeindruckende E.H. Carr, der – heute für die EU aktuell –

darauf hinwies, eine hegemoniale Führung auf internationaler Ebene sei aufgrund des fehlenden Gemeinschaftsgefühls weit schwieriger zu erreichen als auf nationaler. Stuart Halls Analysen eines „populistischen Autoritarismus“ erweisen sich zunehmend als eine nachhallende Weiterentwicklung von Gramsci. Oder Giovanni Arrighi, der erstmals die beiden Stränge der Hegemonietheorie – Hegemonie als Machtverhältnis zwischen Staaten und als solches zwischen Klassen – verband. Gleichzeitig verknüpfte er Anderson zufolge Ökonomie und Politik stärker als viele Vorgänger: „Voraussetzung für eine Hegemonie im zwischenstaatlichen Bereich sei ein überlegenes Modell in den Bereichen Organisation, Produktion und Konsum, das nicht nur Zustimmung zu den Idealen und Werten des Hegemons induziere, sondern auch die allgemeine Imitation des Modells durch andere Staaten.“ Und nicht unerwartet für Anderson-Leser taucht der von ihm häufig zitierte Herfried Münkler auf, der postulierte: „Scheitert Deutschland an den Aufgaben der europäischen Zentralmacht, dann scheitert Europa.“

Eric Hobsbawms „Das Zeitalter der Extreme“ ist auch ein Vierteljahrhundert nach seinem Erscheinen lesenswert. In dieser großen Geschichtserzählung teilte er das 20. Jahrhundert in drei Epochen: das Katastrophenzeitalter, das Goldene Zeitalter, der Erdrutsch. Selbstverständlich erwähnt der Autor die Hungersnöte und die Kulturzerstörung im China der Mao-Zeit, aber sie passen so gar nicht zur Periodisierung einer goldenen Ära. Gerade diese Art einer letztendlich europazentrierten Geschichtsschreibung ist alt geworden. Einen Weg ins Offene zeigen die Werke Perry Andersons, die sich mit der außereuropäischen Welt beschäftigen und die eine zweite Hauptströmung seiner Publizistik bilden: „Nach Atatürk. Die Türken, ihr Staat und Europa“ oder „Die indische Ideologie“. In diese Reihe fügt sich nun das verblüffende Gesprächsbuch mit Suleiman Mourad „Das Mosaik des Islams“ (Berenberg, 2018), das in kompakter Weise eine Schneise schlägt durch den Wald der Islambücher. Immer wieder gibt es augenöffnende Momente: „der Begriff ‚Muslime‘ – der bedeutet ‚die sich unterwerfen‘ – [kommt] im Koran nur selten vor [...]; der bevorzugte Begriff lautet ‚Gläubige‘.“ Auch hier entwerfen die beiden Wissenschaftler eine Geschichte der Ausbreitung der islamischen Strömungen und deren Kampf um Hegemonie untereinander, aber auch in der Auseinandersetzung mit anderen Religionen.

Heute ist das Ringen um Vormacht zweifach vorhanden, einmal durch den Aufstieg Chinas, wo die Hegemonie sogar erstmals in der Verfassung steht. Und im Kampf gegen den Islamismus; deshalb lautet der letzte Satz von Andersons „Hegemonie“: „Krieg als Terror im Namen des Kriegs gegen den Terror, ohne Grenze und Ende: kataplēxis, so weit das Auge reicht.“ Schrecken, so das altgriechische Wort, breitet sich aus.

Andersons Spätwerk erkundet, geschärft durch klassische Texte, unser Zeitalter des rasanten Wandels ohne fest umrissenes Ziel. Dabei ist keine epische Gemäldegalerie entstanden wie die vierbändige Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts seines Bruders im Geiste Eric Hobsbawm. Vielmehr bietet Anderson einen weiten Raum mit messerscharfen Radierungen, die mit historischer Tiefenschärfe unsere Epoche ausleuchten.